

Fotos: Sascha Montag

Nafi und ihre Mutter Ramata Kabore.

BURKINA FASO

KINDER AM ABGRUND VON GRANITMINEN

In den Minen Burkina Fasos müssen schon die Jüngsten ihren Eltern bei der schweren Arbeit helfen. Und begeben sich dabei in Lebensgefahr. Lokale Initiativen wollen die Kinder von den Minen fernhalten – können aber nicht alle retten. **Kristin Kasten**

Ein tiefes Loch klafft in der Erde. Steile, nur mit Steinen und zerschlissenen Autoreifen befestigte Pfade führen in den Schlund hinab. Dort unten verbrennen Männer ausrangierte Reifen unter der rotbraunen Erde. Die hohen Temperaturen sollen das Granitgestein für den Abbau lockern. Dichter Qualm dringt aus den Erdhaufen heraus. Die Rauchschwaden wabern über das milchig-grüne Gewässer, das am Grund des Loches entstanden ist. Grundwasser, das nicht abgepumpt werden kann und die Arbeit der Männer zusätzlich erschwert. Mit schweren Hämmern hauen die Männer auf das Gestein ein, stapeln die Gesteinsbrocken in Metallwannen, die sie auf ihren Köpfen aus der Grube hinaustragen. Der Geruch des verbrannten Gummis brennt im Hals, der Staub lässt den Mund trocken werden. Die Hitze des Tages senkt sich wie eine Glocke über den Krater.

Zwei Strassen weiter schallt das Lachen kleiner Kinder über eine zwei Meter hohe Mauer. Ein bunt bemaltes Metalltor steht einen Spalt weit offen. Dahinter toben im Schatten eines Wellblechdaches die Vorschulkinder über den sandigen Pausenhof, der nicht grösser ist als ein Klassenzimmer. Auf der metallenen Rutsche drängeln sich vier, fünf Kinder gleichzeitig. Ein Mann tritt auf den Schulhof hinaus, steht leicht erhöht auf dem offenen Flur zu den Klassenräumen. «Alle Kinder reinkommen!», ruft er mit kräftiger Stimme. Über einem weissen Poloshirt mit blauem Kragen trägt er einen braun-weiss gemusterten Kittel, der aus dem gleichen Stoff genäht ist wie die Uniformen der Kinder. Seine Hände sind der Beweis für einen glücklichen Zufall, der ihn aus dem Moloch der Granitmine herausgerissen hat. Die Rillen unter seinen Fingernägeln sind sauber, Wunden sind nicht zu sehen. Doch er weiss noch, wie es sich anfühlt, wenn die Hände rau und aufgerissen, die Handballen von Schwielen überzogen sind. Als Jugendlicher musste Rahim Kabre, 35, in der nahegelegenen Mine Steine hacken, schleppen und zerschlagen. Heute steht er als Lehrer an der Tafel und unterrichtet die Kinder der Minenarbeiter.

Mitten in Ouagadougou, Hauptstadt des westafrikanischen Krisenstaats Burkina Faso, hat die Armut einen Namen: Pissy. Die Granitmine heisst wie das Stadtviertel, in dessen Herz sie sich frisst. Eine asphaltierte Strasse führt in das Viertel hinein, doch wer zur Mine will, muss auf eine mit tiefen Schlaglöchern übersäte rote Sandpiste abbiegen.

Der Weg führt an flachen, aus Lehmziegeln erbauten Häusern vorbei. Meckernde Ziegen suchen im Plastikmüll, der die Strasse säumt, nach Essbarem. Nach 200 Metern türmen sich auf einer freien Fläche am Strassenrand Granitsteinhaufen. Drei Männer schaufeln die zerkleinerten Steine auf die Ladefläche eines klapprigen Lastwagens. Hinter den aufgeschütteten Haufen, von der Strasse aus kaum zu sehen, stehen Hunderte Verschläge, aus Stöcken, Stoffresten und Plastikplanen am Rand der Abbruchkante erbaut. Bei 40 Grad im Schatten schützen sie die Menschen, die darunter arbeiten, vor der Sonne. Es sind vor allem Frauen, die mit ihren selbstgefertigten Werkzeugen die grossen Granitsteine aus dem Schlund der Mine zerkleinern. Sie sitzen gekrümmt auf den Boden, barfuss, ohne Handschuhe oder Schutzbrille, und gehen mit kräftigen Schlägen unablässig ihrer Arbeit nach. Für einen Hungerlohn, der sich an dem Gewicht der zerschlagenen Steine orientiert und an den meisten Tagen gerade so für ein Abendessen reicht.

Burkina Faso zählt zu den ärmsten Ländern der Welt. Rund 40 Prozent der gut 20 Millionen Menschen im Land gelten als arm. Und die Bevölkerung wächst schnell. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen könnte sich die Einwohnerzahl des krisengeschüttelten Landes bis 2050 fast verdoppelt haben. Die Not der Menschen ist erdrückend. Seit Jahren überschwemmt eine Welle der Gewalt das Land. Der Terror im Namen eines radikalen Islams breitet sich wie ein Flächenbrand aus. Über weite Teile des Nordens und Ostens des Landes hat die Regierung längst die Kontrolle verloren.

Unhaltbarer Alltag

Die prekäre Sicherheitslage facht die Armut weiter an. An den Ampeln stehen Kinder, drängen sich an die wartenden Autos und führen ihre Hände immer wieder an den Mund. Ihre Kleider sind zerrissen, die Gesichter mit rotem Staub bedeckt. Dass Kinder die Familien miternähren, ist in Burkina Faso trauriger Alltag. Fast die Hälfte der Jungen und jedes dritte Mädchen zwischen fünf und 14 Jahren sind Opfer von Kinderarbeit. Der Staat will das ändern, tut aber wenig. «In unserer Mine arbeiten keine Kinder mehr», sagt Edouard Sawadogo, Vorsitzender einer lokalen Organisation, die die Anliegen der Frauen und Männer des Steinbruchs von Pissy vertritt. «Früher gab es neben den 4000 Erwachsenen, die in der Mine arbeiten, auch rund 300 Kinder.» Das habe sich schon vor 20 Jahren geändert. «Damals kam ein Vertreter des Gesundheitsministeriums in die Mine und drohte, sie zu schliessen. Die Kinder sollten raus aus der Mine, an einen sicheren Ort.»

Doch nicht der Staat, sondern internationale Hilfsorganisationen bauten überall im Land Vorschulen, sogenannte «Bisongos», auf. Auch der Verband der Minenarbeiter von Ouagadougou erhielt internationale Hilfe. In den vergangenen zwei Jahrzehnten errichtete er mit Geldern aus dem Ausland nach und nach zwei Vorschulen, eine Krippe und ein Ausbildungszentrum ganz in der Nähe der Mine. Einfache Bauten, spärliche Ausstattung – und doch sind es sichere Orte für die Kinder und Jugendlichen, die sonst wenig haben.

Ein voller Magen, ein sicherer Platz zum Lernen und Schlafen – viele Kinder in West- und Zentralafrika können davon nur träumen. Der Schulbesuch kann in der krisengeschüttelten Region schnell lebensgefährlich werden. Immer



Die Granitmine in Ouagadougou.



wieder überfallen islamistische Terrorgruppen Schulen oder ganze Dörfer, verbrennen Bücher und Hefte, töten Kinder. In Burkina Faso musste mittlerweile fast jede vierte Schule geschlossen werden. Über eine Million Kinder sind betroffen, viele mussten zusammen mit ihren Familien flüchten.

Der Lehrer läuft mit einem Pulk Kinder über die staubige Strasse dem Hämmern und Klopfen entgegen. Sobald die Granithaufen am Strassenrand erreicht sind, rennen die Kinder los, suchen ihre Mütter im Gewirr der Verschläge. Ramata Kabore, die Mutter von Nafi, sitzt unter einer löchrigen, grauen Wolldecke, die auf vier Holzstöcke gesteckt wurde. An der Seite hängt ein zerschlissenes Moskitonetz herunter. Die Abbruchkante der Mine ist nur einen Steinwurf entfernt. Die 34-Jährige ist Mutter von drei Kindern. Nafi ist die Jüngste. Als das Mädchen ihrer Mutter in die Arme fällt, lacht sie. Die Mutter zieht ihr den dicken Pullover aus, streicht ihre Füsse und Ellenbogen mit einer Creme ein, drückt sie fest an sich. «Als meine Tochter noch kleiner war, ist ihr bei der Arbeit ein Steinsplitter ins Auge geflogen», sagt sie leise, den Kopf gesenkt, ihr fehlen Zähne. Nafi hat keine bleibenden Schäden davongetragen, aber es war ein Warnschuss. Immer wieder verletzten sich Kinder in der Mine. Die Organisation der Minenarbeiter sprach Nafis Mutter an, empfahl den Vorschulbesuch im Bisongo. «Ich habe Kinder, ich habe Pflichten, deswegen bin ich hier. Es ist harte Arbeit.»

Zwischen den Splittern

Wenn die Hitze des Tages abflaut und die Sonne sich langsam senkt, sind noch immer Dutzende Kinder in der Mine. Sie müssen warten, bis ihre Eltern mit der Arbeit fertig sind. Einige helfen mit, sortieren die Steine der Grösse nach, tragen kleine Metallschüsseln mit Granitsteinen hin und her. Fatoumata Ouedraogo arbeitet seit 25 Jahren in der Mine. Die 67-jährige Minenarbeiterin klopft mit harten Schlägen die Steine klein, Seite an Seite mit ihrer Tochter. Splitter fliegen durch die Luft. Meterweit. Ihre zwei Enkelinnen tragen Vorschulkleider, auch sie besuchen das Bisongo. Doch jetzt wollen sie helfen, sammeln in Blechdosen Steine ein, tragen sie auf ihren Köpfen und schütten ihre Ausbeute auf einen Haufen.

Nicht alle Eltern wollen oder können ihre Kinder in die nahegelegene Vorschule samt Krippe schicken. Wer den Krater umrundet, sieht viele Babys, die auf den Rücken der Mütter festgebunden sind, kleine Kinder in zerrissenen Kleidern, die auf dem wohl gefährlichsten Spielplatz der Welt herumtoben. Einige Meter weiter hockt eine Frau vor einem der Verschläge. Neben ihr steht eine rostige, blaue Schüssel auf dem Boden, in der flache Granitplatten aufgestapelt sind. Ihr Kind rennt den ausgetrampelten Pfad, der um den Krater herumführt, auf und ab. «Ich kann mir das Schulgeld nicht leisten», sagt sie, «was soll ich machen.» Eine andere Frau kommt hinzu. Hinter ihrem Rock lugt ein kleines Mädchen hervor. «Vielleicht können wir sie in ein paar Jahren zur Schule schicken», sagt sie, «wenn sie grösser sind.»

Wer ausreichend verdienende Eltern hat, kann in der Schule lernen, essen und Mittagsschlaf machen.

Einer von ihnen ist der 12-jährige Junge Somaila. In zerrissenen Jeans und einem ausgeleierten, löchrigen T-Shirt sitzt er mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden und schlägt mit einem Eisenstössel Granitsteine klein. Seine Hände sichern das Einkommen für ihn und seine Familie. Schlägt er daneben und verletzt sich, muss die Familie am Abend hungern. «Bis vor zwei Jahren ging Somaila noch zur Schule», sagt seine Mutter Rosalie Simporé, 39-jährig, die unter einem Verschlag drei Meter weiter sitzt und mit kräftigen Schlägen das Gestein zerkleinert, «dann konnten wir uns die Schulgebühren nicht mehr leisten.»

Somaila hat vier Geschwister. Sie alle gehen zur Schule. «Das würde ich auch lieber machen», erklärt er leise und blickt auf die Steine. Er ist jeden Tag in der Mine. Von sieben Uhr am Morgen bis in den späten Nachmittag hinein. Wenn er alt genug ist, will er sich beim Militär melden. ■



Nach der Schule begleitet der Lehrer die Schüler und Schülerinnen in die Mine, wo sie spielen oder ihren Eltern bis zum Tagesende bei der Arbeit helfen.

Der 12-jährige Junge Somaila arbeitet seit zwei Jahren in der Mine – seine Mutter kann sich das Schulgeld nicht leisten.



Fotos: Sascha Montag